

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-340955](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-340955)

Kinderparadies.

Man spricht von einer Wiese,
Von einem Paradiese,
Wohin dereinst die Frommen
Nach diesem Leben kommen,
Und wo auch frei vom Bösen
Der erste Mensch gewesen.
O diesen frohen Glauben
Soll uns kein Zweifel rauben,
Da Spuren hier auf Erden
Vom Garten dem verlorenen
Noch jetzt gefunden werden,
Wo sich dem Neugeborenen,
Den einst die Hirten sahen,
Auch jetzt noch Kinder nahen.



Gedenke jener Stunden,
Der seligsten von allen,
Da noch dein kindlich Vallien
Die Worte nicht gefunden.
Noch spieltest du mit Lämmern,
Mit Blümchen auf den Auen,
Doch schon begann ein Tämmern,
Ein leises Morgengrauen,
Ein wunderbares Schauen,
Der hohen Herrlichkeiten,
Die wie aus alten Zeiten
Jetzt nur bedeckt mit Schatten
Die Augen sehn, die matten.
Weh, wer aus Kinderseelen
Dies Schauen wagt zu fehlen,
Wer mit verruchten Händen
Die Augen wagt zu blenden,
Die jener Quell gereinigt,
Der uns mit Christo einigt,
Und denen gleich zu werden,
Das Höchste ist auf Erden!

Aus „Spruchverse“

von P. Gall Morel. Einsiedeln, bei Gebr. Benziger, 1859.

Der Zagende.

Wo wir auch sind im Erdenraum,
Wir wandern über Todtengrüfte,
Ein Sargbrett wächst in jedem Baum,
Als Todesfenster weh'n die Lüfte,
Und jeder Glocke Stundenschlag
Verkündet uns den letzten Tag,
Und wo ein Stern durch Wolken bricht,
Ist's unser stilles Todtenlicht.

Der Hoffende.

Nein — wo wir geh'n im Erdenraum
Sproßt überall ein reiches Leben,
Es wächst ein Kreuz in jedem Baum,
Zur Hoffnung unser Herz zu heben.
Und jeder Kirchenglocke Klang
Ist froher Auferstehungsang,
Und jeder Stern am Himmelszelt
Beleuchtet eine bessere Welt.

An einen Rechtskandidaten.

Um recht zu thun, muß man kein Recht studiren,
Doch oft um Unrecht sicher auszuführen.

Erzotismus.

Hans, deine rothe Nase zeigt mir an,
Daß nur geweihtes Wasser helfen kann.

Der Teufel schreit:

Wie, was? Geweihtes Wasser? Nein,
Bringt lieber Wein.

Wie drei Bursche sich zurechtfinden *).

Es fuhren drei Bursche durch Waldesnacht,
Die hatten den Tag wohl vieles gelacht;
Jetzt wurden sie still und forchten sich sehr,
Denn sie fanden den Weg und den Steg nicht mehr.
Da plötzlich von fern ein rettendes Licht
Durch dicht verwachsenes Gräste bricht.
Und freter athmen die Bursche nun auf
Und richteten dem Licht entgegen den Lauf.
Der Leuchtturm ist's, wie der älteste meint,
Der im Sturm zum Troste dem Schiffer erscheint.
Der andere spricht: der Magister wird's sein,
Der studiert was Rechtes beim Lampenschein.
Der dritte meint, das Licht ist so fern,
Am End ist's gar noch der Abendstern.
Oder ist's Frau Martha, die Tag und Nacht
An der Wiege des kranken Kindes wacht?
Jetzt traten sie endlich durch Nacht und Graus
Mit erleichteter Brust in's Freie hinaus.

*) Aus „Gedichte von P. Gall Morel. II. Sammlung.“
Bei Gebr. Karl und Nikolaus Benziger in Einsiedeln 1859.

Da haben sie gleich das Kirchlein erkannt,
 In welchem das ewige Licht hat gebrannt,
 Das Licht, das so spät noch der lustigen Schaar
 Durch gefährliches Dunkel ein Führer war.
 Tief ward betroffen des Ältesten Herz,
 Er sprach: fürwahr durch die Seele mir fährt's,
 Mir ist, ich sollt das Räthsel verstehen,
 Wir haben wohl alle ein Andres gesehn;
 Wir haben gefaselt von mancherlei Licht,
 Und das rechte, das eine, erkannten wir nicht.
 Und doch dies eine der Leuchtthurn ist,
 Der leuchtet im Sturme zu jeder Frist;
 Und die Lampe des weisesten Meisters blinkt,
 Die aus Nebel und Nacht zur Erkenntniß winkt.
 Und der Stern ist's, der über den Fluthen hängt,
 Zu dem sich des Menschen Gemüth hindrängt;
 'S ist die Mutter, die über der Wiege der Welt
 In den Armen die kranke Menschheit hält.
 Jetzt flackert die Lampe im Heiligthum,
 Und die Lustigen werden ernst und stumm,
 Und treten aus Nebel und Nacht hinein
 In das Kirchlein voll lieblichem Lampenschein.

Das war für mich.

Nach dem gewöhnlichen Weltlaufe sprechen die Leute, wenn irgendwo etwas recht Hübsches und Ueberschüssiges umsonst zu haben ist: das wäre oder ist etwas für mich, und es wird immer nicht sehr Viele geben, die, wenn sie die Wahl hätten, nicht lieber sich selber einen Trunk guten Wein und eine Portion Kalbsbraten, ihrem Nachbar aber eine Tracht Schläge vergönnen würden, als umgekehrt sich die Schläge, dem Nachbar aber die Wahlzeit. Dennoch finden sich, Gott lob! auch noch solche seltsame Leute, die für sich selber gerne das Unge- mach und den Schmerz erwählen, damit nur ihr Nächster das Gute genießen könne.

In manchen großen Städten, namentlich von Italien und Deutschland, gibt es gesellschaftliche Verbindungen guter und frommer Leute, die sich's zum Geschäfte machen, Arme, Nothleidende und Kranke aufzusuchen und denen ihr Glend auf alle Weise zu lindern. In Verona kam einmal ein Mann, der zu einer solchen guten Verbindung gehörte, in ein großes Kaffeehaus und trat in ein Zimmer, in welchem mehrere ansehnliche, reiche Leute um einen Tisch saßen. Er näherte sich dem Einem, klapperte ein wenig mit seiner eisernen Almosen- büchse und sprach einige Worte, die wohl manchen gerührt hätten; jener hörte auf nichts. So trat er zum Zweiten, zum Dritten, keiner hörte auf ihn, nur der Vierte fuhr mit der zornigen Antwort her-

aus: „Siehst du denn nicht, daß wir hier gerade beschäftigt sind?“ Der Ordensbruder wartete ein Weilchen, und da der Vierte ihm doch wenigstens eine Antwort gegeben hatte, versuchte er bei diesem sein Glück von neuem; als so eben ein Spiel be- endigt war, klapperte er wieder mit seiner Büchse und bat im Namen seiner Kranken und Armen um eine Gabe. Der Vierte aber, vierdriesslich über sein so eben verlorenes Spiel, wandte sich herum, und gab dem Sammler mit den Worten: „Da hast du



etwas, du Unverschämter,“ eine sehr derbe Ohr- feige. Der Geschlagene blieb ruhig stehen und sagte ganz sanft: „Das war für mich, jetzt aber, mein Herr, geben Sie mir auch etwas für meine hun- gernden Armen und Kranken, die heute noch mit Nahrung und Erquickungen versorgt sein wollen.“ Da wurde es dem Vierten ganz sonderbar zu Mu- the, er warf die Karten hin, sprang von seinem Stuhle auf, umarmte den Almosenfammler und gab, denn die Lust zum Spiel war ihm vergangen, fast all das Geld, das er eben bei sich hatte, zur Lin- derung der fremden Noth hin, die andern Gäste, am Spieltische wie im Zimmer, reicheten ebenfalls ansehnliche Gaben dar, und der Almosenfammler herzlich dankend, gleng mit einer Thräne im Auge aus dem Zimmer, welche ihm nicht den Schmerz über die erduldete Mißhandlung, sondern die Freude über den Sieg jener Liebe ausgepreßt hatte, die dem Menschen schon das Leben der Erde zu einem Vorgeschmack des Himmels macht. —

Hans Wunderlich, eine Fabel für große Kinder.

Phylax. Was ist geschehn, Hans Wunderlich?
 Hanschen. Mein Phylax, ach bedaure mich.

Sonst hat das Glück auf mich geregnet,
Man hat mich links und rechts beneidet;
Und jetzt, und jetzt — was ist begegnet?
Mir ist die ganze Welt verleidet.

Phylax.

Das siehst man dir fast an.
Ei nun, was hat man dir gethan?

Hänschen.

Da, sieh die Trümmer meines Glücks.
Hanswürstel liegt ja hinterwärts,
Dem Köpfelein kam ein Bein abhanden,
Mein Grethel hat den Kopf verloren;
Mein Küchenschirm gieng auch zu Schanden.
Ach wär ich nicht geboren!

Phylax.

Warum, mein Hänschen, grämst du dich?
Sei still und ruhig, mußt dich fassen,
Sei philosophisch so wie ich.

Hänschen.

Wer bliebe Da gelassen?

Phylax.

Wer hat den Schaden angericht!

Hänschen.

Bestürme mich mit Fragen nicht.



Phylax

Gelt, Bürschchen, hast es selbst verübt,
Und was du kindisch hast geliebt,
Das wurde dir zum Eckel gar,
Ja, Hänschen kraß' jekt nur im Haar,
Und grein' um deine Siebensachen,
Thue Buße auf dem Sacke da, —
Die Ruth' und Bürste sind ja nah.
Bedenk, daß nur die Leute lachen,
Wenn schlechtgelaunte Kinder meinen,
Man sollte auch mit ihnen weinen.
Ich bin ein armer Köter nur,
Und wenn ich auch zuweilen knurr'
Vergeß ich dennoch nicht zu wedeln.
Die Dummheit, anstatt auch zu lachen
Nur immer Sorgen sich zu machen,
Bohnt eben nur in Menschenschädeln.

Vincenz v. Paula und Anna v. Des- reich, die Königin von Frankreich.

Wer kennt nicht den Namen des großen Wohl-
thäters der leidenden Menschheit, der jetzt noch und

gewiß noch lange fortlebt in seinen frommen Stif-
tungen, der so erfindungsreich war in Auffindung
von Hilfsmitteln für Werke der geistigen und leib-
lichen Barmherzigkeit? Hier nur wenige Daten
aus seiner Lebensgeschichte, und ein einzelner Zug,
welcher die Macht seiner heiligen Liebe über die
Gemüther der Fürsten beweist. Der große Mann
ist geboren zu Arca in den Pyrenäen am 24. April
1576; seine Eltern waren arm, und mit schwerer
Mühe und Sorge hatte er zu kämpfen, um den
Studien obliegen zu können, die ihm den Weg zu
jenem Apostolat öffneten, das er auf eine so be-
wundernswürdige Weise übte. Sein Herz, nur für
Wohlthaten glühend, wurde vom Anblick des Elends
tief aufgewühlt, und um es zu lindern sann er
auf die umfassendsten Pläne, die er in der Folge
ausgeführt, — aus keiner andern Quelle schöpfend,
als seiner Hingebung und Aufopferung für die große
Sache. Er besaß nichts und streute doch beständig
die reichsten Almosen in den Schooß der Armen,
die seine Kinder geworden; er war bereit, wenn
es galt die Sache seiner Unglücklichen bei den vom
Glück Begünstigten zu vertreten; er schlug die guten
Werke vor und zeigte die Mittel, sie auszuführen.
Von Ludwig XIII., von Anna von Desreich und
den Großen des Hofes mit den beträchtlichsten
Summen unterstützt, gründete er eine Menge wohl-
thätiger Institute, die sein Andenken unvergänglich
gemacht.

Eines Tages sah Vincenz von Paula alle seine
Mittel erschöpft, aber das Unglück bedurfte drin-
gender der Hilfe denn gewöhnlich, und so entschloß
er sich, noch einmal zur Königin zu gehen, die ihm
kurze Zeit vorher alle ihre Ersparnisse gegeben.



Es war Abend, die Königin begab sich, gefolgt von ihrem Hof, zu einem glänzenden Feste. Der heilige Vincenz tritt ihr bescheiden in den Weg und drückt ihr mit Wärme den Zweck seines Besuches aus. Seine Worte dringen zum Herzen der Königin, die das Elend gerne gelindert, das ihr der Apostel der Wohlthätigkeit entschleierte; aber sie hat Alles gegeben, wenigstens ist, was ihr bleibt, ungenügend. Der Heilige aber läßt sich durch dieses Hinderniß nicht entmuthigen. Anna von Oestreich trägt ein Diadem von hohem Werth; der heilige Vincenz bemerkt es. „Seid ihr nicht,“ sagt er, „eine mächtige und hochverehrte Königin? Braucht Ihr dieses Schmuckes, um die Gaben zu erhöhen, die Gott Euch verliehen? Der schönste Schmuck einer Frau sind ihre Tugenden. Die Eitelkeiten der Erde können ihr keine Verdienste erwerben; entschlagt Euch dieser Juwelen, die, in den Schooß der Armen gelegt, einst mit ewigem Glanz auf Eurem Haupte funkeln werden.“ Augenblicklich nimmt Anna von Oestreich ihre Diamanten ab und legt sie in den Rock des Vaters der Armen, der, glücklich einen solchen Schatz zu besitzen, den Palaß verläßt und die Hand segnet, die jenen gespendet.

Die Korbmacherfamilie oder die verirrten Briefe.

Von A. Kost.

Wild stürmte der rauhe Nordwind an einem unfreundlichen Dezemberabend des Jahres 18— durch die stolzen Buchenwälder und segte mit unerbittlicher Strenge durch die stillen Dörfer, welche in dem nun öden Thale in Schnee und Eis gehüllt, der ganzen Landschaft ein trauriges Aussehen gaben. Von dem alten, seit Jahrhunderten dem Zahn der Zeit trogenden Bergschloß Reichenberg herab krächzte die alte Wetterfabne, einem bösen Geiste ähnlich, und die Hunde nah und fern machten ihrem Mißbehagen über den Frost durch anhaltendes Bellen Luft.

Traurig und niedergeschlagen saß in seinem ärmlichen Häuschen Vater Felix, ein ehrbarer, hochbejahrter Korbmacher und alter Bürger des freiherrlich v. Sturmfeder'schen Dorfes Oberweiler, Oberamt Backmang, im schwäbischen Unterland; ihm zur Seite saß seine ebenfalls bejahrte Frau Veronika am Spinnrocken und das Rad schnurrte wacker drauf los, während ihr Felix an einem alten Korbe reparirte.

Ein schwerer Seufzer aus Felix Brust unterbrach plötzlich die Stille und rief bei der alten Veronika Worte des Trostes hervor.

Sei zufrieden Felix, Gott wird helfen; freilich wäre es hart, wenn wir in unsern alten Tagen unser Häuschen, in dem wir seit vielen Jahren zwar arm aber glücklich und zufrieden gelebt, im Zwangsverkauf veräußern sehen, und eine Miethswohnung beziehen müßten. Ich kann es nicht glauben, daß es so weit kommen wird; ach Gott, wenn es unser Joseph

wüßte, würde er uns gewiß helfen. O Veronika, erwiderte Felix schmerzlich, unser Joseph lebt nimmer, er hätte uns schon lange von Amerika geschrieben; es sind jetzt sieben Jahre, daß er fortgereist ist, und immer noch haben wir keinen Brief von ihm. Es wird uns nichts übrig bleiben, als das Häuschen verkaufen zu lassen und sonst wo ein Obdach zu suchen: ich kann der Execution nimmer vorbeugen und Steuern und Abgaben, Holzgeld und Waldfrevel bezahlen; auch weiß ich nicht wie ich den Rentamtmann, dem ich von unserer Hypothek von 200 Gulden nun zwei Jahre Zinsen schulde, befriedigen soll.

Theils um ihren alten Felix aufzumuntern, theils um sich selbst zu stärken, sang Veronika mit zitternder, aber heller Stimme in frommer Andacht:

Auf Gott, und nicht auf meinen Rath
Will ich mein Glück stets bauen,
Und Dem, der mich erschaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen;
Er, der die Welt
Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.

„Ja! ja! Veronika, du hast Recht,“ erwiderte Felix, sichibar gerührt, „Gott wird Mittel und Wege schaffen; zu Ihm wollen wir hoffen. Er, der den jungen Raben ihr Futter gibt, die Lilien auf dem Felde kleidet, und sich jeder Kreatur annimmt, wird in seinem Reichthum von Güte Mittel und Wege besitzen, um uns vor Mangel und Elend zu schützen, um uns unsere Leiden und Beschwerden tragen zu helfen. Laßt uns unser Nachtgebet verrichten und zu Bette gehen!“

Veronika stellte ihr Spinnrad auf die Seite und las noch aus Goffines Handpostille eine andächtige Betrachtung vor, die wie ein lindernder Balsam die verzagten Herzen des alten Ehepaars erquickte.

Gerade, als Vater Felix nach seiner Gewohnheit noch einmal im Haus umher ging, um zu sehen, ob alles wohl bestellt sei, trat des Löwenwirths Knecht, Christian, eine große Stalllaterne in der Hand, mit einem fremden stattlichen in einen warmen Mantel gehüllten Herrn auf ihn zu und sprach: „Der fremde Herr, Meister Felix, ist vor einer Stunde bei uns abgestiegen, hat nach Euch gefragt und will Euch heute Abend noch sprechen. Wie wäre es Felix, wenn Ihr gerade mit uns in den Löwen ginget, wo ein gutes Glas Wein auf Euch wartet. Eure Stube wird doch schon kalt, und eure Veronika mag schon im Bett sein.“

„Ich gehe mit, Christoph,“ sagte Felix, holte seinen Rock und seine Pudelskappe, indem er seine Frau bat nur ruhig in's Bett zu liegen, indem er in einem Stündchen wieder hier sein werde. Veronika legte sich nieder, die Neugierde ließ sie aber nicht schlafen.

Felix wurde von dem Fremden im Löwen in ein Nebenzimmer geführt, wo sie Beide hinter einer Gla-